

Schäufele und Kartoffelsalat für das Christkind ✓

Eine Weihnachtsgeschichte von Thomas Keilhack

Das Weihnachtsfest kam in Seelbach rasch näher. Die letzten Adventstage flogen nur so vorüber, und als sechsjähriger Knirps war ich von morgens bis abends mit pffiffigen Überlegungen beschäftigt, was meine zu erwartenden Geschenke betraf, denn meine Schnüffeleien, um hinter die Geheimnisse gewisser merkwürdiger Geschäfte der Erwachsenen zu kommen, blieben ohne Erfolg.

In jenen Jahren um 1955 gab es in den Wintermonaten viel Schnee. Das Glockengeläut zur Frühmesse war noch nicht verstummt, da hatte ich mit meinen bettwarmen Fingern und mit kräftigem Anhauchen für ein Spickloch in den Eisblumen meines Fensters gesorgt, durch welches ich beobachten konnte, wie die ersten verummumten Gestalten über die gludrige Straße schlitterten, hin zur Frühmesse, zum Beck oder zur Bushaltestelle. Von nebenan drang der Geruch des frisch angefeuerten Küchenherds zu mir herüber und legte sich warnend über den verlockenden, aber verbotenen Duft, der aus den Büchsen entwich, die meine Mutter auf dem Schrank gestapelt hatte und nicht nur mir gegenüber vorsorglich mit einem Bannspruch belegt hatte.

Heute, am kürzesten Tag diese Jahres, dessen Bedeutung mir der Großvater am Abend zuvor erklärt hatte, würde es unter dem fortgesetzten Schneetreiben erst spät am Morgen hell werden; die Sonne würde sich nicht freiwillig zeigen. Die in meinem Gedächtnis bewahrte Dorflandschaft mit ihren Gässchen, den schlafenden Gärten hinter moosbedeckten Mauern, den kahlen Bäumen, die mit ihren Ästen das trübe Licht der Wintersonne zu teilen versuchten, den Schneehauben auf den Häusern und Schuppen, dem dunklen Rauch aus den Schornsteinen lässt mich an die Winterbilder von Hermann Osthoff denken.

„Und“, brummte der Großvater, der mir eben die Milch warm gemacht hatte, „hast Du vielleicht was gesehen? Ich habe dir doch gesagt, dass das Chrischtkindli erst am Heiligen Abend ins Dorf kommt. Da kannst Du solange durch die Scheiben spicken wie du willst. Wasch Dich jetzt endlich, Luusbue, und zieh Dich an, es wird Zeit, im Kindergarten werden sie ausgerechnet auf d i c h warten!“ Das Chrischtkindli war ein blondgelocktes, engelgleiches Kind mit

Flügeln, das am Heiligabend geheimnisvoll durchs Dorf schwebte und in den Häusern die Geschenke an brave Kinder verteilte. Diese Vorstellung hatte sich uns Kindern tief eingeprägt, und im Kindergarten hatte uns die Tante Clara wahre Wundergeschichten über das Christkindli erzählt. Ich war neidisch auf die anderen Kinder, denen das Christkindli in der elterlichen Wohnung schon erschienen war. Aus den Erzählungen meiner Mutter erfuhr ich, dass ich damals alle Menschen im Haus mit meiner Frage gelöchert hätte, wann denn nun endlich das Christkindli auch einmal zu mir kommen würde.

Die Beziehung zwischen der Figur des Christkinds, dem Jesuskind in der Krippe und Jesus Christus als menschengeborener Gottessohn ist nun zwar theologisch betrachtet unklar, und diese Frage mag ja Volkskundler und Theologen gerne beschäftigen. Für uns Kinder aber war das Christkind eine feste Größe im Weihnachtsgeschehen, an der nicht herumgedeutelt werden musste, eine reale Person wie der Nikolaus, ein Symbol für volle Gabentische. Hochwürden Pfarrer Morgenthaler jedenfalls liebte es nicht, wenn man vom Christkind sprach, sondern polterte gegen diesen seiner Meinung nach affigen Brauch von der Kanzel herunter. Wir Kinder duckten uns und wussten besser Bescheid, denn wir glaubten an das Christkind von ganzem Herzen, wie Kinder nur eben glauben können. Aber Kinder können schon ganz gut unterscheiden zwischen der Welt ihrer eigenen Vorstellungen (die von den Erwachsenen gerne manipuliert werden) und den realen Erscheinungen ihrer Umwelt. Wir glaubten an das Christkind als überirdisches Wesen, wenn wir in Vorfreude und Aufregung auf sein geheimnisvolles Erscheinen warteten, wussten aber doch (zumindest die schon etwas schlauereren Kinder unter uns), dass sich unter der verschleierte Gestalt, die würdevoll das Weihnachtszimmer betrat, eine durchaus irdische weibliche Person zu stecken pflegte, der man noch am Nachmittag zuvor vielleicht beim Lenzlimetzger begegnet war. Unser jeweiliger Verdacht, der sich mit unserer kindlichen Phantasie vermischte, nahm uns allerdings nicht die himmlische Freude und die süsse Aufregung dieses einen köstlichen Augenblicks, in dem sich dieses weihnachtliche Wundergeschehen im Duft der Kerzen offenbaren konnte.

Der Heilige Abend war gekommen. Das Weihnachtszimmer war wie jedes Jahr mit dem deckenhohen Christbaum geschmückt, der vom Welle Walter aus dem Litschental geliefert worden war. Die Weihnachtskrippe war auf einem kleinen Tischchen aufgestellt, unter dem sich die „Päckli“ befanden, hübsch auf einem Tuch drapiert. Die

Familie war bestens vorbereitet, die Rituale waren allen bekannt: Das Glöckchen bimmelte, und die Familie durfte endlich das Weihnachtszimmer gesittet und unter vielen „Ah!“ und „Oh!“ betreten.

Ich sehe die Runde der festlich gekleideten Teilnehmer noch alle vor mir: Die Mutter, die bei aller Arbeit und Hetze bewundernswert ihre Ruhe bewahren konnte; den stets etwas bruddligen Großvater, der an diesem Abend seine charmante Seite zu zeigen wusste, den Onkel, der sich über alles amüsierte, und vom gleichen Stockwerk die Nachbarn, die liebe Familie Heller, die in unsere Familie kurzerhand eingemeindet worden war. Bevor sich aber nun jeder auf die Geschenke stürzen durfte, wollte es der strenge Brauch, dass wir alle zusammen erst einmal einige Weihnachtslieder zu singen hatten. Die Mutter hatte sich am Klavier zurechtgesetzt, der Großvater hatte die Violine hervorgeholt (mit Hilfe derer er sonst seinen Schulkindern die Töne beizubringen pflegte) und gab das Kommando, und spätestens, wenn als Highlight das „Stille Nacht, Heilige Nacht“ angestimmt worden war, hatten alle Tränen der Rührung in den Augen, deren sich an diesem Abend niemand schämen wollte.

An diesem Abend aber sollte das geliebte Ritual durchbrochen werden durch ein Ereignis, von dem aller Wahrscheinlichkeit nach alle Anwesenden Bescheid wussten, nur eine Person wurde in kindlicher Unwissenheit gehalten, nämlich ich. Aber war dem wirklich so? Kinder haben Ahnungen, ihre Antennen sind in diesen Tagen auf empfindlichsten Empfang eingestellt, das Tuscheln der Erwachsenen ist mehr als verdächtig, und Kinder sind scharfe Beobachter. Kaum war die zweite Strophe von der stillen und heiligen Nacht verklungen, als der Großvater in die Runde Schweigen gebot und erklärte, dass unser Haus dieses Jahr die Ehre hätte, das liebe Christkindli zu empfangen, wobei er verstohlene Blicke auf seine Armbanduhr warf. Das Christkindli aber dürfe doch wohl mit Recht erwarten, dass man ihm ein oder zwei Weihnachtslieder zum Vortrage brächte, nicht wahr, und unser Knirps hier hat doch sicher ein kleines Gedicht vorbereitet, oder? blickte er mich ungewohnt freundlich an, um nur sofort mit strengem Blick diejenigen Unfrommen im Zimmer zum Schweigen zu bringen, die hinter vorgehaltener Hand zu kichern begonnen hatten.

„Und wenn ich dich wäre, du Knirps“, schloss er seine Ansprache und wandte sich an mich, „ich würde schon mal am Fenster schauen, ob das Christkindli nicht vielleicht schon unterwegs ist.“

Schon war ich an jenem Fenster, von dem aus ich den Rathausplatz und das Gässchen hinunter zum Schulhof überblicken konnte, und

immer wieder musste ich mit meinem Pulloverärmel die Scheibe blank wischen, die mein Atem beschlagen hatte.

Rathausplatz und Straßen lagen still und verschneit. Kein Mensch war zu sehen, nichts war zu hören. Einige Schneeflocken tanzten vom Himmel, wirbelten durch den Lichtkreis der Straßenlaternen. Ungeduldig, wie Kinder nur sein können, hüpfte ich von einem Bein zum anderen, die Minuten kamen mir wie Stunden vor. Warum auch konnte das Christkindli nicht pünktlich sein! Doch schon konnte ich zu meiner übergroßen Freude beobachten, wie eine weißgekleidete und engelsgleiche Gestalt über dem Schnee des Rathausplatzes erschien und in einer Gloriole von Schneeflocken und zauberhaftem Licht unserem Hauseingang zu schwebte. Aufgeregt rannte ich zurück in das Weihnachtszimmer, wo einige Ungeduldige schon volle Weingläser in den Händen hielten, und ich war kaum mit der Neuigkeit herausgeplatzt („Was? Tatsächlich? Wurde auch Zeit!“ bekam ich zu hören) als schon vom Hauseingang her ein gar nicht so zarter, mehr scheppernder Glockenton ertönte. Alles nahm nun erwartungsvoll Aufstellung, und siehe da, die weiß verschleierte Gestalt, das mit allen Sünden der Menschheit mühselig beladene Christkind keuchte Stufe für Stufe die Treppe zu uns empor, dabei alle seine Würde wahrend, die goldenen Flügel dabei etwas schief auf dem Rücken, und trippelte dann stolpernd unter gnädigem Kopfnicken gegen ihr Publikum zu dem Sessel, den mein etwas besorgt dreinblickender Großvater in die Mitte des Weihnachtszimmers gestellt hatte, und das Christkindli ließ sich mit einem vernehmlichen Seufzer in die Kissen sinken und rührte sich dann nicht weiter. Alle betrachteten still und verwundert dieses seltsame Christkindli, das weiter unbeweglich auf seinem Thron saß, den verschleierten Kopf leicht nach vorne geneigt hielt und mit seinen weiß behandschuhten Händen fest das mit Tannenzweigchen dekorierte Körbchen auf seinem Schoß umklammerte. Im Zimmer war es so still, dass man eine Nadel vom Christbaum hätte fallen hören können. Schließlich beendete der Großvater die merkwürdige Stille mit einigem Räuspern und Hüsteln, aber nichts rührte sich im Zimmer, nur die goldenen Flügel des Christkindlis zitterten leicht in einem eigenen Rhythmus, der sogleich von einem sonderbaren, erst verhaltenen, dann immer lauter werdenden Geräusch begleitet wurde – wahrhaftig! das liebe Christkindli schnarchte unter seinem Schleier! Aber bevor die ganze Szene unter dem dröhnenden Gelächter und den albernen Witzchen vor allem der anwesenden Mannsbilder vollends auseinander krachen sollte – und somit die für das anwesende Kind

bestellte weihnachtliche Inszenierung unwiderruflich dahin gewesen wäre – rettete meine Mutter den Augenblick (so stelle ich es mir heute vor), schob mich nach vorne vor den Thron des himmlischen Kindes, rüttelte dieses sacht an der Schulter und flüsterte in dessen Ohr hinter dem goldbestickten Schleier. Ich war gut vorbereitet und hatte vor diesem Chrischtkindli keine Hemmungen, zumal ich mittlerweile durch das Gelästere hinter meinem Rücken schon noch mitbekommen hatte, dass dieses arme Chrischtkindli zumindest an diesem Abend schon einen langen und beschwerlichen Weg hinter sich haben musste, den es offensichtlich nur mit dem einen oder anderen gut gefüllten Gläschen überstanden hatte, und wie eine ordentliche Schnapsfahne roch, musste man mir nicht mehr aufzeigen. Ich weiß heute nicht mehr, wie das kleine Weihnachtspoem hieß, das wir damals im Kindergarten mit Hilfe der guten Tante Clara auswendig gelernt hatten. Als ich meinen lärmig beklatschten Vortrag geendet hatte, kam tatsächlich Leben in die verschleierte Gestalt. Sie setzte sich in ihrem Thron zurecht, streckte mir dann mit einer eleganten Bewegung ihre rechte Hand zum Gruß entgegen und tätschelte mir den Kopf. Sie bedankte sich mit künstlich-hoher Stimme und drückte mir ihr Körbchen in die Hände, in dem ich einige hübsch verpackte Geschenkchen erspähte. Dann plötzlich schlug das Chrischtkindli mit einer raschen Bewegung ihren Schleier zurück – „Jetzt wurd nimmi g’sunge! Fir hit hab i g’nueg!“ – und uns allen strahlte das Gesicht der roten Sophie entgegen, die an diesem Abend unter ihrem Schleier nicht nur ihre roten Haare, sondern uns auch ihre verdächtig roten Bäckchen zeigte.

Es war doch selbstverständlich, dass meine Mutter ein weiteres Gedeck auf den festlich gedeckten Esszimmertisch auflegte. Das Chrischtkindli bekam rechts vom Großvater seinen Ehrenplatz und jeder wollte ihm seinen Stuhl zurechtrücken. Alle nahmen Platz, das frisch aufgeschnittene Schäufole und Mutters berühmter Kartoffelsalat wurden endlich aufgetragen, und man hat mir erzählt, dass unser Chrischtkindli an jenem Christabend ordentlich zugelangt hätte und sich noch mehrmals sein Glas hätte füllen lassen. Aber, so die allgemeine Erinnerung, schweben oder fliegen habe das Chrischtkindli anschließend wirklich nicht mehr können, und für seinen kurzen Heimweg habe es zweier kräftiger Männer bedurft, das etwas widerspenstige und zappelige Chrischtkindli über die verschneite Straße nach Hause zu schaffen.